Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur

Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte

Band: 78 (1998)

Heft: 12-1

Artikel: Aufgewachsen zwischen Krisen, Diktaturen und Bürgerkriegen : ein Gespräch mit Herbert Lüthy über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Europa und die Jura-Frage

Autor: Lüthy, Herbert / Kedveš, Alexandra M.

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-165877

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Aufgewachsen zwischen Krisen, Diktaturen und Bürgerkriegen

Ein Gespräch mit Herbert Lüthy über die Schweiz im Zweiten Weltkrieg, Europa und die Jura-Frage

Ob Wissenschaft oder Journalismus, ob politische Stellungnahme, historische Analyse oder literarischer Essay – Herbert Lüthy, emeritierter Basler Ordinarius für neue allgemeine und Schweizer Geschichte, der am 15. Januar seinen Achtzigsten begeht, hat auf all diesen Gebieten Ungewöhnliches geleistet: In Frankreich und in der Schweiz zu Hause, hat der universell tätige Forscher räumliche und fachliche Trennlinien überwunden. Heute sind seine Werke – bis auf den vom NZZ-Verlag zusammengestellten Band «Wo liegt Europa?» von 1991 – vergriffen. In einem Gespräch mit Alexandra M. Kedveš blickt Lüthy noch einmal auf die wesentlichen Stationen seines Lebens und Schaffens zurück.

Alexandra M. Kedveš: Durch die Familienumstände, die vom Hereinbrechen des europäischen Chaos nach 1914 geprägt waren, erfuhren Sie bereits in Ihrer Jugend die Vor- und Nachteile von internationalem Engagement, von Offenheit und Bewegung.

Herbert Lüthy: Mein Vater, ein Bauernsohn aus dem Thurgau, als Missionar zwanzig Jahre in Indien, vom Krieg mit der ganzen Basler Mission 1916 nach Europa verjagt – ich selbst kam im Januar 1918 in Basel zur Welt, das ein Exil war – war, so lange ich mich besinne, auf der Wanderung nach einer neuen Bleibe. Als Fünfter und Letzter seiner Söhne zog ich mit, schwächlich und kränklich, einige Jahre im alpinen Sanatorium im Gips, dann wieder im Elternhaus, das nun in Glarus lag; endlich, 1933, fünfzehnjährig, in St. Gallen, mit dem Blick in die Berge und in eine Welt, die immer enger wurde. Jenseits von Bodensee und Rhein lag das nun braune Deutsche Reich und das vorerst schwarze Österreich im permanenten Bürgerkrieg, nach Süden das längst lärmend diktatoriale Italien: und nur noch fern im Westen die Schönheit der Dekadenz, das Land der Sehnsucht, Frankreich, dessen Rhetorik und Eloquenz bald meine zweite Muttersprache wurde.

Dieses Land wurde denn auch meine zweite Heimat, bevor ich es physisch betrat, und blieb es ephemer zunächst, auch durch alle Unfälle und Niederlagen der Zeitgeschichte.

Bevor ich schrieb, zeichnete ich, und noch zuvor kritzelte ich.

Bevor ich schrieb, zeichnete ich, und noch zuvor kritzelte ich, weil der körperlichen Tätigkeit enge Grenzen gesetzt waren; Geschichte war rundum und nur zuviel und füllte die Gazetten. Noch im Glarnerland begann sich aus Zetteln, Kritzelwerk und Schulaufsätzen langsam eine Schweizer Geschichte in lauter Karikaturen zu entwickeln, inspiriert aus vielen Quellen; aus den Sticheleien der *Disteli*-Zeit, den Prachtsillustrationen der Schweizergeschichten der Jahrhundertwende, der «Geschichte des Heiligen Russland», die *Gustave Doré* im Krimkrieg zeichnete und die eine deutsche Propaganda-Offizin im Ersten Weltkrieg neu herausbrachte. Dass dabei viel Zeichenkunst und Geduld ins Spiel kamen, sei nur nebenbei angemerkt. Eingebracht hat das Werklein von Hunderten von Zeichnungen natürlich nichts, auch nicht dreissig Jahre später als numerierter Privatdruck, ausser den Ruhm des unter wenigen Kennern heimlich herumgereichten Schatzes. Aber aus den Artikeln und Zeichnungen für die St. Galler «Volksstimme», die parallel entstanden, wurde ein handfester Journalismus; aus der Schule und der Matura (was sollte aus dem Schwächling anderes werden als ein Intellektueller?) das Werkzeug des Romanisten und Historikers. All das, die Wissenschaften, die Literaturen und lange

Zeit die Graphik, waren miteinander verflochten; und sie zahlten auch das Studium, und aus Artikeln und Karikaturen wurde ab Stalingrad immer ausführlicher und ernster die Wochenschau des «St. Galler Tagblatts», die dann bei Kriegsende 1944–45 beim Verlag Zollikofer nochmals in zwei Bänden erschien («Fünf Minuten nach zwölf», «Bis zur Neige»). Jetzt war ich erstmals nicht mehr anonym, sondern mit vollem Namen und sogar mit Doktorat ein Publizist.

Kurz, ich war, was man damals einen Werkstudenten nannte, was ja auf seine Art auch ein Universalgenie war ...

Von der «Volksstimme» zum «St. Galler Tagblatt» – kann man sagen, dass die Formel «von links unten nach rechts oben» auch für Ihren Werdegang nicht unzutreffend ist?

Das ist so richtig wie falsch. Ich wüsste nicht, wie sich damals das Recht, die Wahrheit oder der Sieg nach links oder rechts richteten. Die Schweiz glaubte damals «links» zu sein und frönte der Hexenjagd, und «Rechts» war nirgends – nicht im Westen und erst recht nicht im Osten.

Und wo lag da Frankreich, das Land, das auch ein Ideal war und in das Sie wann immer möglich zurückkehrten. Übernahm Frankreich seine selbstgewählte Rolle als «Dritte Kraft»?

Frankreich war keine Kraft mehr, weder wirtschaftlich noch militärisch noch demographisch: Das war die wichtigste Korrektur, die an seinem Bildnis anzubringen war. In seinem 1940 niedergeschriebenen Selbstzeugnis «L'étrange défaite» hat *Marc Bloch* jene unbegreifliche Niederlage mit grausamer Offenheit analysiert, und mein Frankreichbild schuldet ihm mehr als irgend einem, deren Namen hier zu nennen wären. Ich habe ihn 1939 nur kurz als strengen Examinator an der Sorbonne gekannt, 1941 im «freien Frankreich» in Lyon verpasst; im Juni 1945 wurde er dort unerkannt erschossen. All das ist verworren, aus grossen und kleinen Episoden und Elementen gemischt, und Namen – auch dieser – sind nur Schall und Rauch. Aber so wurde Frankreich das Land, das ich kannte. Aus viel Wissen, viel Kärrnerarbeit und viel Schutt wurde das derart hartnäckig geschärfte Bild Frankreichs als Buch in vielen Übersetzungen und mit entsprechend vielen Titeln – «Frankreichs Uhren gehen anders», «A l'heure de son clocher», «France against herself» usw. – zum internationalen Bestseller.

Eine korrekte völkerrechtliche Beurteilung des Beuterechts in Theorie und erst recht in der Praxis ist auch heute nicht verbindlich vorhanden.

Die Jahrhundertmitte, diese ferne «Übergangszeit» voller Rätsel und Gerüchte, war die Zeit der grossen Kommentare zur Interpretation der Epoche, wobei die Zeitgeschichte es so fügte, dass der kalte Krieg, Vietnam, der Weg von der Dritten zur Vierten Republik, der Zerfall der Kolonialreiche, *Charles de Gaulle* und der Algerienkrieg alle um das Epizentrum Paris zu kreisen schienen. Es zahlte sich aus, viel zu wissen und in vielen Perioden, Zeiten und Währungen zu Hause zu sein, und die asketische Arbeit über die Flucht und Rückkehr der exilierten Hugenotten nach Frankreich reichte, wenn auch knapp, zum Leben.

Das ist natürlich Ihr grosses Hauptwerk: «La Banque protestante en France – de la Révocation de l'Edit de Nantes à la Révolution», das in zwei Bänden 1959 und 1961 veröffentlicht worden ist.

Was dieses Werk enthält und was auch nur der Titel bedeutet, ist in einigen Worten nicht zu umreissen: Hunderte von Aktenbündeln und Schachteln, in denen fast nur Autographensammler gewühlt hatten, waren in den Archiven im Staub begraben. «La banque» – kein Singular, sondern ein Kollektiv – war keine Firma, sondern eine Technik, die sich um protestantisch und katholisch nicht kümmerte; der Unterschied lag im Tätigkeitsfeld, und auch da wäre zuerst das Vokabular des Ancien Régime zu klären; das Deutsche kauderwelschte italienisch und französisch, das Englische benützte schon damals seinen eigenen Jargon. Was da entstanden ist, das ist eine Finanzgeschichte Frankreichs in den letzten hundert Jahren des Ancien Régime, das von diesem Todeskampf bis in seine Grundfesten erschüttert wurde. Gescheitert ist dabei nicht nur die Vielsprachigkeit.

Ihr Interesse an den Sprachen und Ihre Promotion in Romanistik kommt auch in Ihrer Übersetzertätigkeit zum Ausdruck, vor allem in der Neuedition der «Essais» von Michel de Montaigne in der Manesse-Bibliothek der Weltliteratur.

Die «Essais» von *Montaigne* sind ein reines Vergnügen, aber ihre Übersetzung ist – vor allem dank dem Triumph der Hofsprache unter dem Sonnenkönig – voller Schwierigkeiten.

Die erste dieser Schwierigkeiten, die ich nach 1945 entdeckte, war die Absenz jeder brauchbaren Übertragung; die deutsche Version von *Bode* ist keine Übersetzung, sondern eine Paraphrase, und statt einer Überarbeitung war in sieben Jahren ein neuer Text zu schreiben. Aber das gehört zu den Unfällen der Philologie, und in diesem Fall hat sich die Arbeit gelohnt.

Neben Frankreich galt Ihr Interesse immer wieder der Schweiz, ihrer Geschichte und ihrer Gegenwart und den vielfältigen innern und äussern Zusammenhängen im europäischen und globalen Rahmen.

Die Schweiz lag im Zweiten Weltkrieg sozusagen im Auge des Sturms, der über Europa niederging, vielleicht haben zu viele davon nichts gemerkt und den Sturm verschlafen.

Das hat durchaus mit *Montaigne,* dem Bürgermeister von Bordeaux in der Zeit der Religionskriege, zu tun. Doch dies ist nicht der Ort, von den Schatten des Weltkriegs zu reden; auch da wäre eine Reinigung der Sprache vonnöten, um nicht alle Zeiten und Rechtssysteme durcheinander zu bringen.

Stichwort Föderalismus: In Ihrem Vortrag «Vom Geist und Ungeist des Föderalismus» (Schweizer Monatshefte, Bd. 44, 1964/65, S. 773ff.) haben Sie dem Föderalismus, der für viele als überholt galt, wieder eine Vorwärtsperspektive verliehen. Sehen Sie das auch heute, nach über dreissig Jahren noch so?

Wichtig ist vor allem zu erkennen, dass gelebter Föderalismus auch eine treibende, verändernde Kraft sein kann. Es gilt, wie mir scheint, noch immer, was ich damals sagte: «Der Föderalismus ist die Staatsform der Zukunft. In der schleichenden Zersetzung der klassischen Staatssouveränitäten bleibt zwischen tödlicher Balkanisierung und unmöglicher Universalmonarchie nirgends ein anderer Weg als der Föderalismus, so schwer es auch ist, ihn zu finden.»

Haben Sie sich deshalb seinerzeit für die Eigenständigkeit des Kantons Jura eingesetzt?

Bis Anfang der sechziger Jahre wusste ich nur, dass es eine Jurafrage gibt. Als ich mich dann aber damit beschäftigte, wurde mir klar, dass eine Beschwichtigungspolitik, wie sie damals vertreten wurde, keine Lösung bringt. Der Wiener Kongress hatte den Jura und das Laufental vergessen; jetzt auf einmal redeten alle darüber, aber niemand wusste darüber Bescheid. Für mich wäre die Bildung von zwei Halbkantonen die sauberste Lösung gewesen. Der Kompromiss, den wir heute haben, ist ein geteilter Regenwurm Wir haben Frieden, aber keine Lösung.

Liegt in solchen Entscheidungsprozessen nicht auch eine Schwäche der Schweiz?

Der «Kanton Jura», der zehn Jahre nach meinem Jura-Referat (Juli 1965) vor der – von Bundesrat Wahlen präsidierten – «Kommission für Standortsbestimmung» herauskam, ist ein schlechter Kompromiss; aber er kann halten, was der vorige gehalten hat. Europa besteht aus solchen Kompromissen; saubere Lösungen sind Idealbilder, die selten Realität werden. Ein Kompromiss, auch ein hinkender, ist besser als ein Bürgerkrieg.

Erwarten Sie von den Arbeiten der «Kommission Bergier» grundlegend neue Erkenntnisse über die Geschichte der Schweiz im Zweiten Weltkrieg?

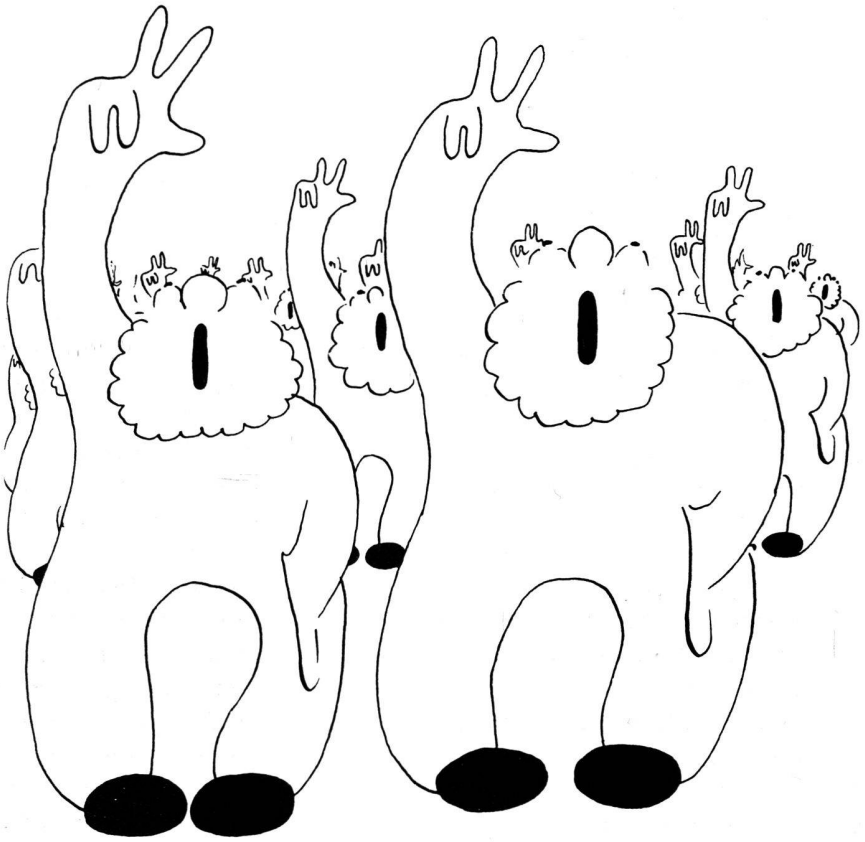
Ich glaube nicht, dass noch essentielle neue Fakten darüber auftauchen werden. Neue Deutungen gibt es natürlich immer. Der wichtigste Aspekt scheint mir eine Deutung der Quellen zu sein, die das damals geltende Völkerrecht berücksichtigt und nicht von heutigen Normen ausgeht. Eine korrekte völkerrechtliche Beurteilung des Beuterechts in Theorie und Praxis ist auch heute nicht verbindlich vorhanden.

Der wichtigste Aspekt scheint mir eine Deutung der Quellen zu sein, die das damals geltende Völkerrecht berücksichtigt und nicht von heutigen Normen ausgeht.

Und die Zukunft der Schweiz? 1962 haben Sie in einem viel beachteten Artikel in den «Schweizer Monatsheften» die «Igel-Mentalität» des Kalten Krieges in Frage gestellt. («Gespräch mit dem Osten?», SMH Bd. 42, 1962/63, S. 558). Dort ist Folgendes zu lesen: «Es gilt, den misstrauischen Schweizer Bürger davon zu überzeugen, dass es im Interesse der freien Welt überhaupt liegt, geistige Barrikaden niederzureissen.»

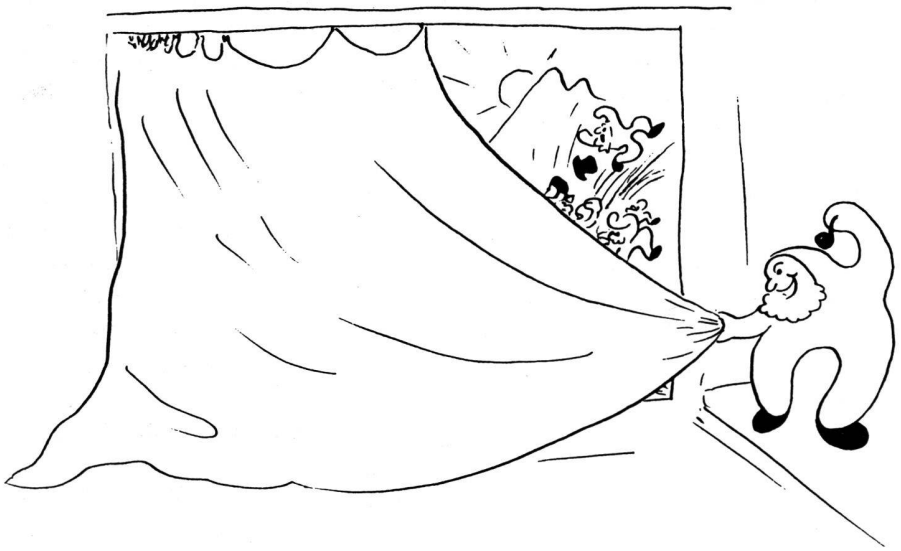
Der Dialog war für mich immer ein wichtiges Anliegen, und die Bedeutung der Weltoffenheit gehört zu dem Konstanten in meinen Publikationen. Als die damals noch in Einzahl existierende ETH mich Ende 1958 neben *J. R. de Salis* als Professor für Geschichte berief, wechselte vieles den Schauplatz und das Copyright und mit meiner Heirat auch das Domizil und der Stil des Lebens. Gleich aber blieb der Unterton der Titel meiner fremdspra-

chigen Publikationen in den ersten Jahren der Sesshaftigkeit in Zürich – «La Suisse à contre-courant» (Preuves 1962), «Has Switzerland a Future» (Encounter 1962) – Fragen, die auch noch Fragen des Jahrhundertendes sind. ✦



Die wiederversöhnten Eidgenossen beten zusammen und schwören:

„Wir wollen sein ein einig (bzw. einzig) Volk von Brüdern!



Und wenn es ihnen nicht zu langweilig geworden wäre, wären sie es heute noch

Aus: Die Bilderhandschrift von Ennenda. Verlag Herbert Lang, Bern 1962.